

er
Hleu
oft
en
Das
Ein
r an
kom
Mit
aube
St
eht
uter
nah
ht m
en G
in
it m
en
eht
ehen
isse
ofegu
Bn
R!
wenn,
mete sie,
ind aber
ie der
ein."
allen es
arten",
r ruhig
antwort.
na hatte
stetisch
Beran-
edt; der
Kohn-
ornblu-
rangte
Mitte.
um Ilse
Waf-
sie sah
und
aus;
weiße
schen
r gut
ch ihr
haus-
es. —
Bernd
gleich,
ande-
der
saß.
ma von
Stetten
wunderte
sich, den
Sohn um
diese Zeit
treffen,
er war
sonst im-
mer am
Nachmittage
in Wald
helf beschäftigt.
r rascher
Blick Ilse
streifte
seine
Zoppe. Die
Kornblume,
ihm gegeben,
war
verschwun-
den, er
hatte sie
doch in
das



Illustriertes Sonntags-Blatt

Beilage zum
Sadamarer Anzeiger.

Verlag von Jos. Wilh. Hörter in Sadamar.

1915. * Nr. 36

Aus Mangel an Beweisen.

Roman von Gabriele, Baronin von Schluppenbach.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Ilse band die zierliche Lauschürze fest, dann machte sie sich eifrig an die Arbeit, bei welcher Trina half. Noch nie hatte Ilse selbst Hand in der Küche angelegt. Es machte ihr großen Spaß, die goldgelben Kuchen entstehen zu sehen, sie mit Puderzucker zu bestreuen, bis zu einem ansehnlichen Berge häuften. „Darf man mithelfen?“ fragte Dersfelds muntere Stimme, ein blonder Kopf guckte zum Fenster hinein. „Sie verstehen doch nichts davon“, warf Hilde spöttisch hin, „aber ich verstehe sie zu essen.“ „Große Kunst! Seien Sie nicht kindisch.“ Dersfeld kletterte geschmeidig durchs Fenster. „Kaffeln ist mein Leibgericht“, sagte er; dann flüsterte er Hilde zu: „Die können Sie alle Tage baden, wenn Sie meine sind.“ „Wenn“, sagte sie, „ind aber nie der ein.“ „Allen es arten“, r ruhig antwort. „na hatte stetisch Beran- edt; der Kohn- ornblu- rangte Mitte. um Ilse Waf- sie sah und aus; weiße schen r gut ch ihr haus- es. — Bernd gleich, ande- der saß. ma von Stetten wunderte sich, den Sohn um diese Zeit treffen, er war sonst immer am Nachmittage in Wald helf beschäftigt. r rascher Blick Ilse streifte seine Zoppe. Die Kornblume, ihm gegeben, war verschwunden, er hatte sie doch in das

Knopfloch gesteckt. „Wahrscheinlich hat er sie verloren“, dachte Ilse, „na, mir kann es egal sein.“

Es war drüßend schwül. Dunkle Wolken türmten sich im Osten, der Donner grollte und einzelne Blitze zuckten. Ein schweres Gewitter war im Anzuge. Die kleine Gesellschaft in Ilse's Ruh konnte nicht recht fröhlich sein, ein banges Gefühl bedrückte sie. In diesem Sommer waren die Gewitter besonders böse. Erst kürzlich war drüben auf einem Nachbargute eine Scheune niedergebrannt, und ein anderes Mal war ein Arbeiter mit seinem Pferde auf dem Felde erschlagen worden.

„Wenn es nur bei uns kein Unheil anrichtet“, sagte Bernd besorgt, „ich will doch lieber die Spritzen bereit halten.“

Dersfeld sprang auf. „Ich gehe mit Ihnen, Stetten.“ — Sie verschwanden eiligen Schrittes; die drei Damen blieben allein.

Hilde zitterte vor Angst, sie verbarg den Kopf in dem Schoß der Mutter. Ilse fürchtete sich nicht, sie war in der Schweiz an ganz andere Gewitter gewöhnt gewesen. Furchtlos blickte sie in die Wolken, die zudige Blitze teilten. Noch regnete es nicht.

Unheimlich dunkel war es geworden.

Da ein Krach, ein niederzuckender, bläulicher Blitz.

„Das hat eingeschlagen!“ riefen die drei Frauen.

Die Feuer- glode ertönte, die Leute, die auf dem Feld gearbeitet hatten, eilten vorüber.

„Es brennt im Dorfe!“ schrien sie angstvoll.

„Und Dersfeld und Bernd sind dort!“ rief Hilde, den jungen Kur- länder zuerst nennend.

„Gott wird sie beschützen, liebes Kind.“

Jetzt prasselte der Re-

gen hernieder, der beste Retter in der Not. — Aber die Feuer- glode versäunnte nicht, es mußte kein kleines Feuer sein. Wahr- scheinlich hatte der Blitz an mehreren Stellen eingeschlagen. — Der Himmel färbte sich rot. — Eine angstvolle Stunde verging. Da kam Brömmeler herangesprengt.



Nach dem Kampf: Eine Sanitätsabteilung sucht ein Gefechtsfeld in Ostgalizien nach Verwundeten ab.

„Kinder!“ rief er den Frauen zu, „das Feuer ist gelöscht, es sind aber drei Häuser im Dorf niedergebrannt. Dank Bernb's Umsicht und Energie, der wie ein Feldherr in der Schlacht die Spritzen leitete, hat das Feuer nicht weiter um sich gegriffen. Er hat mit eigener Lebensgefahr zwei Kinder gerettet. Ihr hättet Bernb nur sehen sollen! Heute war er an seinem Platze. Der Junge ist wie umgewandelt, die Last ist —“

Brömmeler erhaschte einen warnenden Blick seiner Cousine.

„Ach so“, brummte er, sich auf Jhes Anwesenheit besinnend.

Sie las ihm die Worte von den Lippen.

„Und Derfeld?“ fragte Hilde schüchtern.

„Auch der hat tapfer geholfen. Mit seinen Riesenkräften arbeitete er unermüdlich für zwei bei den Pumpen.“

„Wir wollen eine Erfrischung für beide vorbereiten“, sagte Frau von Stetten. Und die drei Damen eilten in Küche und Speisekammer, während Brömmeler noch einmal ins Dorf zurücktrat.

Das Gewitter hatte aufgehört. Schon lugte die Sonne zwischen den lichter werdenden Wolken hervor, ihre Strahlen glänzten auf den nassen Blättern der Bäume.

Nach einer weiteren Stunde kamen die Männer nach Jhesruh. Bernb und Derfeld sahen beruht, aber strahlend aus.

„Mein lieber Junge!“

Frau von Stetten wollte den Sohn umarmen, er wehrte ihr lachend. Seine weißen Zähne schimmerten hinter dem schwarzen Schnurrbart. — Jhe betrachtete ihn von weitem.

„Er ist ein ganzer Mann“, sagte sie sich. „Und ich habe ihn häßlich behandelt aus kindischem Trotz, weil ich seine Herrennatur fühlte und mich ihr nicht fügen wollte.“

„Mutter, erst müssen wir uns reinigen“, wehrte Bernb ab.

Derfeld, der ebenso schwarz aussah, nickte Hilde freundlich zu. Dann gingen beide ins Haus, von wo sie nach geraumer Zeit frisch gewaschen auf die Veranda kamen.

Derfelds Kleider waren vom Wasser und Ruß verderben; er zog einen Anzug von Bernb an, der für seine Länge zu kurz war.

„Hilbe wird mich auslachen“, dachte er, „aber das tut nichts.“

Sie lachte aber nicht über ihn, obgleich er drollig genug in den bis zu den Knöcheln reichenden Beinkleidern und dem Rock mit den zu kurzen Ärmeln aussah. Sie war sorgend um ihn bemüht, strich ihm das Butterbrot und belegte es mit großen Scheiben rosigem Schinken, schenkte ihm Wein ein und blidete ihn freundlich an. Derfeld hätte sie am liebsten dafür geküßt.

Bernb wehrte die lebenden Worte des Onkels ab.

„Ich tat ja nur, was meine Pflicht war“, sagte er bescheiden.

Der Wagen aus Willehmen holte Jhe ab.

„Auf Wiedersehen“, sagte sie Abschied nehmend, indem sie Bernb die Hand reichte.

Dieses Mal umschlossen die zarten Mädchensfinger mit warmem Drud die kräftige Hand des Mannes.

Während der nächsten Wochen nahm die Regenerante Bernb's Zeit in Anspruch; er war den ganzen Tag auf den Feldern. Selten kam er nach Willehmen und dann fast nur auf Augenblide, um Mutter und Schwester abends abzuholen.

Manchen Pirschgang machten Brömmeler und der Kesse zusammen; immer mehr schloß der alte Herr den Sohn Jribas in sein Herz. —

Der Geburtstag Frau von Brömmeler's nahte; es wurden festliche Vorbereitungen getroffen. Man lud die Nachbarschaft ein, und die Jugend hoffte auf ein munteres Tänzchen.

Bernb hatte versprochen, zu kommen. Je näher der Tag kam, desto mehr scheute er sich, die vielen Menschen zu sehen. Hatte er es doch ängstlich vermieden, größere Gesellschaften mitzumachen, in der Furcht, daß er einen früheren Bekannten treffen könne, der um sein trauriges Schicksal wußte.

Dies sollte ihm heute nicht erspart bleiben.

Unter den Gästen befand sich ein junger Referendar aus Posen, der den Gerichtsverhandlungen beigewohnt hatte und mit Bernb recht gut bekannt war. Er wollte eben zum Besuch bei einem benachbarten Gutsbesitzer und war, als flotter Tänzer, zugleich mit diesem nach Willehmen eingeladen. — Als der Referendar Möller Stetten erblickte, stuchte er, aber er verriet nichts. Die beiden jungen Leute schüttelten sich die Hände und sprachen einige gleichgültige Worte. — Später, als beide allein im letzten Zimmer saßen, an das ein Blumenkerl stieß, sagte Möller:

„Zum Rudud, Stetten, also hier findet man Sie! Sie haben sich seit der unseligen Mordgeschichte aber gut versteckt. Man fragte sich oft, wo Sie geblieben seien und vermutete sie in den Kolonien oder in Rußland.“

Bernb war totenblaß geworden.

„Sprechen Sie leise“, bat er, sich umsehend. „Außer meinem Onkel Brömmeler weiß hier niemand von meinem Unglück.“

„Armer Kerl“, sagte der Referendar leiser. „Ja, ja, es ist hart,

freigesprochen zu werden aus Mangel an Beweisen.“ Hoffte noch immer, daß die geheimnisvolle Geschichte klären und der wahre Mörder ans Licht kommen werde.

„Ich wage nicht mehr, es zu hoffen“, entgegnete Bernb.

„Kopf hoch, lieber Freund! Noch ist nicht aller Tage Sie dürfen den Mut nicht verlieren!“

Möller schüttelte Stetten herzlich die Hand, dann ging er der Gesellschaft zurück. Selbstverständlich würde er über Unglück schweigen, das versicherte er noch.

So leise auch das Gespräch geführt worden war, zwei Mädchenohren hatten doch jedes Wort davon vernommen. Sie war gerade im Erker mit dem Ordnen der Notillons beschäftigt gewesen; sie hatte, als sie jemanden kommen die schwere Sammetportiere zugezogen, welche das Versteck einschloß.

Als Möller ihn verlassen, sank Bernb wie gebrochen in Sessel und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Ein Entrang sich seinen Lippen.

„Ich muß es tragen“, dachte er verzweifelt.

Bernb!

Er blidete empor. Vor ihm stand eine weißgekleidete Gestalt, und eine kleine, weiche Hand legte sich auf seine während zwei in Tränen schimmernde Augen ihn anschauend.

„Jhe! — Sie — Sie haben alles gehört!“

Sie nickte nur, sie konnte nicht sprechen; heißes Mißfühlte sie. Jetzt kannte sie sein schweres Los, jetzt wußte ihm oft so düster die Stirn umwölkte.

„Ja — ich konnte nicht anders, Bernb.“

Sie nannte ihn bei seinem Namen, ohne es selbst zu wissen.

„Und Sie weichen nicht von mir zurück?“ fragte er.

„Sie fliehen den nicht, der aus Mangel an Beweisen gesprochen wurde? Sie — Sie glauben an meine Unschuld.“

„Ja, Bernb, felsenfest.“

„Ich danke Ihnen.“ — In leidenschaftlicher Aufwallung

Bernb die kleinen Hände an sich und bedeckte sie mit heißen

Jhe ließ es bebend geschehen. Sie mußte sich ihm

willenlos — schrankenlos — ihm, dem Mann, dem sie

freundlich entgegengekommen war, ihm, dessen wundes

blutet unter falschem Verdacht. Und sie sprach leise

Worte zu ihm; sie bat ihn zu hoffen und Gott zu vertrauen.

„Seien Sie nicht so gut zu mir; ich — ich kann es

tragen“, stammelte Bernb.

O, daß er frei wäre, daß er die Arme fest um sie legen

daß er ihr sagen dürfte, wie innig er sie liebte. — In dieser

bitterer Not war ihm dies zur Erkenntnis gekommen.

Qualen geboren, war seine Liebe zu dem reizenden, la

Geschöpf gewachsen, bis sie sein ganzes Sein ausfüllte.

„Jhe, Jhe!“ rief der Mutter Stimme, „wo stehst du

Noch einen Händedrud, einen Blick, dann blieb Bernb

Vom Tanzsaal her erklang die wiegende Melodie eines

Die heiteren Töne schnitten in die wunde Seele des Einsamen

Jetzt unter all den frohen Menschen sein, lachen und

tanzten und flirten — welche Pein!

„Ich kann es nicht“, dachte Bernb.

Er ging in das abgelegene Schreibzimmer Brömmeler's

warf einige Worte auf einen Briefbogen. Er teilte dem

mit, daß er nicht bis zum Schluß des Festes bleiben konnte

er fort müsse und bat um Vergebung dafür.

Ein Diener überbrachte dem Hausherrn den Brief. Der

ihn und ward verstimmt. — Vergeltlich erwartete Jhe den

Wengerns waren nun schon einige Wochen von ihrer

zeitreise zurück. — Der Sanitätsrat hatte heimlich die

der Tiergartenstraße gelaufen, die Stettens früher bewohnt

Seine Schwester hatte alle aufs Beste eingerichtet, und

Paar sich der Residenz näherte, freute Wengern sich auf

raschung seiner Frau.

Margarete sah frisch und blühend aus. Die blasser

welche sie während ihres Aufenthaltes im Wernerschen

meist hatte, war der Hitze der Gesundheit gewichen. Jhe

hatte noch gewonnen, seit ein rosiger Hauch sich darüber

Wie wunderschön war die Reise mit dem geliebten Manne

wesen! Wie hatten sie beide alles genossen: die wunderbare

das Kunstleben in den großen Städten, die sie besucht hatte

freuten sie sich beide auf ihr gemeinschaftliches Heim. W

auf das stille Schalten und Walten in ihren vier Wänden

Fürsorge für ihren Reiner, den sie mit jedem Tag mehr

Der Sanitätsrat freute sich auf sein häusliches Glück und

Arbeit in der Klinik, die ihm doch zuweilen gefehlt hat

Der Schnellzug näherte sich Berlin. Sie waren allein

kleinen Abteil erster Klasse. Die junge Frau schmiegte

ihren Mann und hielt seine Hand.

„Sind wir daheim“, sagte sie glücklich. „Ach, Reiner, wie wird es dann erst werden!“

Der Wagen des Sanitätsrates nahm sie auf, nachdem sie den verlassen hatten.

„Mein liebes Berlin“, sagte Margarete, „hier ist es doch am liebsten.“

„Besonders wenn man, wie ich, eine so reizende Frau hat“, lachte der Sanitätsrat munter.

„Wohin fahren wir?“ fragte Margarete, „du wohnst doch in der Asanenstrasse.“

„Böhme“, verbesserte Wengern, „jetzt aber nicht mehr.“

„Und das erfahre ich erst heute, du Böser.“

Margarete zupfte ihn an dem blonden Bart.

„Du wirst mir vergeben, wenn du unser neues Heim siehst.“

„Sie führen rasch über den Asphalt der breiten Straßen dahin und erreichen das Tiergartenviertel. Der Wagen hielt vor der wohlbekannten Villa, Wengern geleitete sie ins Haus. „Hier ist unser Heim“, sagte er, sie in seine Arme ziehend. „Du Lieber, Güter, alles gibst du mir!“ rief Margarete tief aus, „wie soll ich es dir danken!“

Die Schwester des Sanitätsrates hatte sich rücksichtsvoll gezogen, die beiden glücklichen Menschen sollten an diesem Tag allein sein.

Welche Freude bereitete es Wengern, seine Frau überall zu führen, ihre strahlenden Blicke zu sehen. — In wahrer Flor der herrlichsten, blühenden Blumen erwartete er vermählte. Die Patienten und Freunde Wengerns hatten nicht nehmen lassen, das Haus zu schmücken. Von Wengerns prächtige, große Palme auf einem kostbaren Ständer da, von Holtern hatte weiße Azalien geschickt, und das Personal aus ihrer früheren Kollegin eine reizende Jardiniere. Margarete war eine große Blumenfreundin. Hatte sie doch, noch in der Villa gelebt, mit großer Fürsorge ihre duftenden ange gepflegt. In den Manjardenstuben verbot es sich von sich den Luxus von Blumen zu gestatten.

Ein schönes Leben lag vor dem jungen Paare. Sie machten Besuche und empfingen sie. Wengern sah abends einige gute Freunde bei sich, liebte aber die großen Gesellschaften nicht; auch darin stimmte Margarete mit ihrem Mann überein. Sie fühlte, wie sie geistig neben ihm wuchs. Er erzählte von seiner Arbeit in der Klinik, die vergrößert werden anregende Gespräche an dem gastreichen Tisch mit beiden Gelehrten und liebenswürdigen, hochgebildeten Menschen waren für Margarete ein Genuß.

Am nächsten Tages kam Frau von Holtern zu der Freundin und bat, ihrem Geburtstage nach Potsdam zu kommen. Gern versprach Margarete, auch ihr Mann gedachte, am Abend der gleichen Aufforderung Folge zu leisten. —

Die beiden jungen Frauen saßen plaudernd in dem hübschen Zimmern von Holtern; der Dube des Holternschen Lagers kroch auf dem Teppich umher und wurde von der Frau und Margarete gebührend bewundert.

Der Oberleutnant von Streblin wünscht seine Aufwartung zu machen“, meldete der Bursche.

„Lassen Sie herein.“

Streblin ahnte nicht, wen er treffen würde. Er hielt einen Brief in der Hand und gratulierte der Hausfrau. Margarete machte er eine tiefe Verbeugung.

„Sie neigte leicht den stolzen Kopf.“

„Der Puls schlug nicht schneller bei der unerwarteten Begegnung.“

„Der Sicherheit der Weltweite mischte sie sich in die Unterredung, die sich um gleichgültige Dinge drehte.“

„In einigen Minuten stand Streblin auf und empfahl sich. „Sie verändert er ist“, dachte Margarete, „er ist um Jahre gealtert und sieht unzufrieden aus.“

„Von Holtern erzählte, daß Meta noch immer mit der herumreise, und daß ihr Mann ein flottes Junggesellenleben führt.“

„Glücklich Margarete war, fiel doch oftmals ein tiefer Schatten über ihr Leben. Wenn sie an ihren Bruder dachte, war ihr Herz unruhig und sorgenvoll. Frau von Stetten hatte der Tochter gesagt, daß Bernd nach der Begegnung mit Müller von Isenruh wollte. Er habe durch den jungen Dersfeld Ausichten auf eine Stelle als Verwalter auf einem Gute in den baltischen Provinzen bekommen.“

„So sehr ich mich freue, dann nach Berlin zurückzukehren“, sagte der Brief, „so schwer fällt es mir, meinen armen Jungen in ein fremdes Land ziehen zu sehen.“

„Bernd wollte im Herbst Isenruh verlassen. Er hatte es ihm gesagt, und obgleich der Onkel wetterte, blieb Bernd das einmal geschehen war, konnte sich wiederholen: jemand,

der sein Vorleben kannte, kreuzte hier vielleicht wieder seinen Weg. Lieber in das fremde Land gehen, wo er seine Seele kannte. Offen vertraute er sich Dersfeld an, dieser versprach, durch seinen Vater für des Freundes Zukunft sorgen zu wollen.

So verchieden der lebensfrohe junge Kurländer von dem Manne war, der sein schweres Geschick trug, so fesselte beide doch ein warmes Freundschaftsgefühl. —

Brömmeler ritt eines Morgens sehr verstimmt aufs Feld und fand Bernd dort.

„Denke dir, Junge, meine beiden Damen sind heute früh abgereist. Belommt die Emma da gestern eine Depesche von ihrer Schwester aus Meran, sie wäre erkrankt und bittet meine Frau, gleich zu kommen. Nun muß ich allein bleiben.“

Scheinbar ruhig hörte Bernd zu.

Seit dem Fest in Willehmen hatte er Ilse nicht wieder gesehen. Sie kam nicht mehr nach Isenruh und er vermied es, ihr zu begegnen. Sagte er sich doch, daß er das sich in seinem Herzen für sie regende Gefühl bekämpfen müsse. Ihm kam die Nachricht des Onkels nicht unlieb; besser, er sah sie gar nicht wieder. — Es war wohl nur eine flüchtige Regung des Mitleids gewesen, das sie für ihn empfunden — weiter nichts.

Brömmeler machte noch einige Jagden mit und reiste seinen Damen nach. — Ungern sah er den Kesseln scheiden, aber er sah dessen Gründe ein und suchte ihn nicht mehr zu überreden.

„Ich hoffe, das Leben führt uns doch wieder zusammen“, sagte der Onkel beim Abschied, „ich hätte dich lieber hier behalten.“

Nun war die Ernte eingeheimt; der Wind segte über die Stoppelfelder.

Eines Tages kam Bernd nach Isenruh zurück. Er war redlich müde von seiner Arbeit, von früher Morgenstunde an bis zur Dämmerung. — Der Postbote hatte ein dickes Kuvert gebracht, es trug das Amtssiegel des Kaiserlichen Gerichtshofes. Lange starrte Bernd es an. Was wollten die noch von ihm? Sie, die ihm die Ehre abgeschnitten, die ihn mit den schimpflichen Worten entlassen hatten: „Aus Mangel an Beweisen“. — Sollte der Prozeß nochmals aufgeführt werden? Wollten sie ihn erbarmungslos zu Tode setzen?

Mit zitternden Fingern erbrach er das Siegel, dann las er:
Volen, den 12. September 1909.

Sehr geehrter Herr Baron!

Anbei die Kopie des Schreibens, das uns soeben zugegangen, ich bitte Sie, davon Kenntnis zu nehmen.

Washington im Jameshospital, am 25. August 1909.

„Ehe ich ferbe, muß ich meine Schuld bekennen. Ich habe am 20. Oktober 1907 den Waldhüter Franz Tschibulski im Walde erschossen. Nicht mit vorbedachter Absicht, durch einen unglücklichen Zufall! Der Herr Baron von Stetten ist unschuldig!“

Bernd ließ das Papier sinken, er war wie benommen.

Konnte es wahr sein, was da schwarz auf weiß stand? Sollte die düstere Wolke über seinem Leben sich lichten? Die Buchstaben tanzten vor seinen Augen; erst nach und nach faßte er sich und las den Brief weiter:

„Ich will hier alles genau und der lauterer Wahrheit gemäß erzählen; ich hoffe dadurch einen Teil der Schuld zu sühnen, die ich auf mich geladen.“

Der Tschibulski und ich bewarben uns beide um dasselbe Mädchen, die Tochter des Gastwirts Petraitis, der im Dorf Wollkowitz lebte. Gravinia ist das Nachbargut und gehört dem Grafen Sollenthin, bei dem der Tschibulski angestellt war.

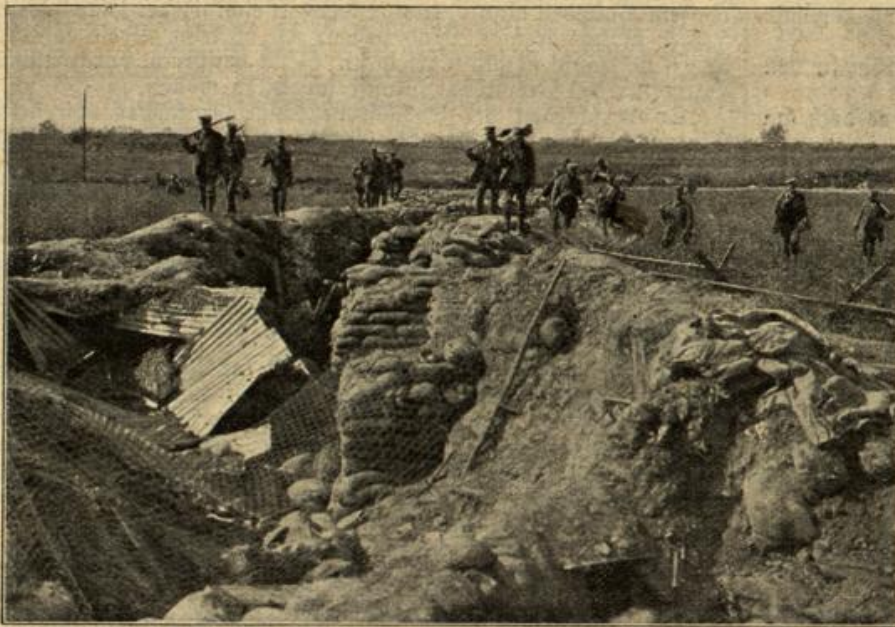
Der junge Baron von Stetten kam ab und zu nach Wollkowitz zur Jagd und lernte auch bei den Petraitis ein. — Die Janta und ich waren einig und liebten uns. Der Tschibulski war in das schmutzige Mädchen wie toll verliebt, aber sein roher Charakter ließ sie ab, sie bevorzugte mich zu seinem Arger. Er suchte Streit mit mir, ich wich ihm aus; ich wollte nichts mit ihm zu tun haben.

Am Abend des neunzehnten Oktober war der Baron von Stetten bei Petraitis, mit dem er einen Handel um Kartoffeln abschloß. — Wir alle mochten den jungen Herrn gut leiden, der immer freundlich war und uns so manchen Groschen gab, wenn wir ihm einen kleinen Dienst leisteten.

„Mein Pferd, Stephan; führe es aus dem Stall“, bat mich der Baron.

Ich gehorchte.

Es war ein böies, stürmisches Regentwetter. Die Nacht sank hernieder, als der Baron sich in den Sattel schwang. Der Braune war unruhig und bäumte sich, aber sein Reiter brachte ihn zur Vernunft. Ich hatte die Stallaterne herausgebracht. Zufällig fiel mein Blick auf den Boden. Da sah ich den mir wohlbekannten Hirschfänger des Barons liegen; er mußte sich wohl beim Kampf mit dem störrischen Gaul von der Kette gelöst haben, an der er befestigt gewesen war. Ich hob die Waffe auf.



Von den Kämpfen in Flandern:
Wirkung einer deutschen Wurfmine in einem eroberten englischen Schützengraben.
(Im Hintergrund bayerischer Landsturm beim Absuchen des Gefechtsfelds.)

Er dachte ich, da kriege ich gewiß einige blanke Markstücke,
dafür kaufe ich der Sanka ein rotes Tüchlein.' (Schluß folgt.)

Durchlaucht.

Eine Kriegsepisode von Hermann Dreßler-Chemnitz.
(Nachdruck verboten.)

So oft der Wind in dem dünnen Laube des niedrigen Eichen-
gehölzes raschelte, riß der Posten das Gewehr an die Wade
und lauschte. Aber immer wieder überzeugte er sich, daß es



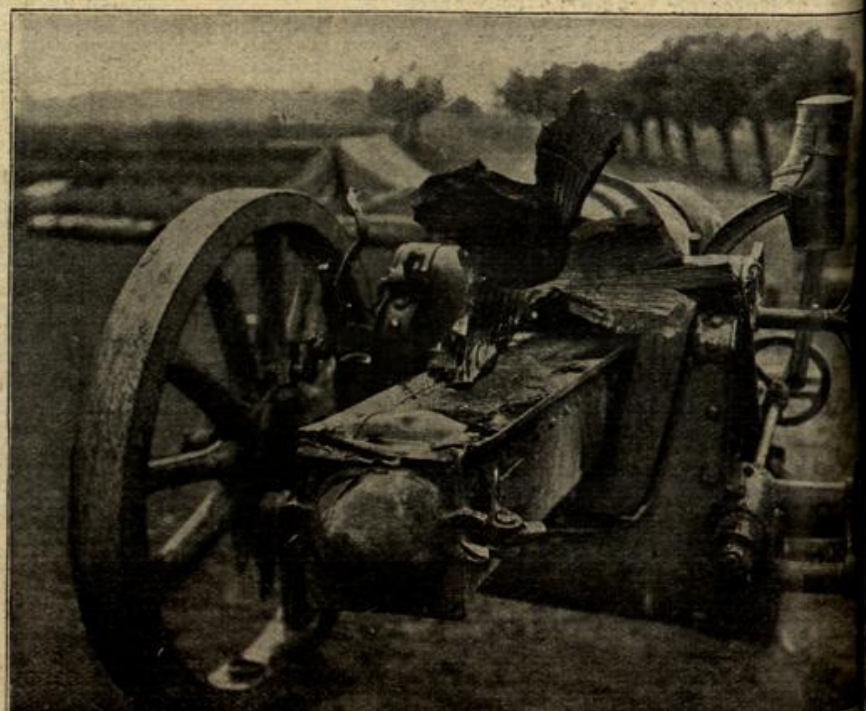
Deutscher Militärpolizist in Brüssel.
(Mit Text.)

bisweilen bisher in Ledstiefeln und im Zylinder
zurückgelegt. —

Der Mond lugte durch die Wolken und warf
seinen Schattenriß, das Bild eines großen, stämmi-
gen Soldaten, auf den Boden. Er erwachte
aus seinem Träumen und sah an sich herab.

Wie wenig war ihm von seinem Durchlaucht-
tum geblieben in dieser Zeit des Kampfes und

wäre ihm
jetzt gar nicht
mehr feil ge-
wesen für Ge-
sellschaftsrod
und Ledstie-
fel und Mo-
nokel! —
Er zog die
Uhr. Ein Uhr
nachts! In
einer Stunde
mußte der Ablösungs-
posten kommen. Dann konnte er sich
den Rest der Nacht am Lagerfeuer ausruhen und einmal
lich durchwärmen. Es war doch verdammt kalt. So eine
nacht stand wahrhaftig kaum dem Dezember nach.
Er schlug sich ein paarmal die Hände unter die Arme
ging dann, das Gewehr, entschert und schußbereit quer vor
Leibe auf die Patronentasche aufgelegt, auf und ab.
Vor ihm dehnte sich eine kleine Höhe, die in der
zu einem Höhenrande anstieg. Seit einigen Wochen schon
die Franzosen dort oben zwei Batterien Feldartillerie ange-
stellt durch die sie die weiter zurückliegenden, in guter Deckung be-



Ein russisches Geschütz mit einem Volltreffer in den Hohlraum.

Das Geschütz wurde den Russen bei der Einnahme von Lemberg abgenommen. — Phot. G. H. H.

der Tat. Wie wenig war auch in ihm aus
anderen Zeit haften geblieben: glänzende
rungen, wie sie einer versorgten Frau aus
nen Badstüben aufsteigen, aber sonst in
keine Sehnsucht nach jenem Leben des Ge-
und der Verweichlichung!

Mit der großen Zeit war der Mann in
erwacht, der deutsche Mann mit den Nerven
Stahl und dem granitnen Willen. Keine
der Welt hätte ihn jeherzeit abhalten
sich als Kriegsfreiwilliger zu melden, und
das schlichte Kreuz von Eisen an der Brust
liebte er seine feldgraue Uniform über alles



Zerschossene Waldhöhe auf dem
Hartmannsweilerkopf.

aus schweren Haubitzen sicherten. Durchlaucht hatte zwei Tage auf Beobachtungsposten gestanden und durch das Scheren-

daß er nicht daran dachte, sein Gewehr zur Wade zu heben. — Im nächsten Augenblick duckte er sich und entfloh ins Gebüsch.

An einer Blöße tauchte er noch einmal auf Augenblende auf.

Durchlaucht aber hatte ihn schon auf dem Korn, zog ab und sah, wie der Franzose, ohne auch nur einen Laut von sich zu geben, lang hinschlug.

Sofort antworteten die deutschen und französischen Gewehre dem Analle, der so ganz unverhofft die Nachtstille zerrissen hatte. — Dann trat wieder Ruhe ein.

Durchlaucht schickte einen

Kameraden mit Meldung über den Vorfall zurück und nahm seinen Nachtpostendienst mit verschärfter Aufmerksamkeit wieder auf, bis endlich die Ablösung kam. Wie wohl die Wärme des Lagerfeuers tat! Er streckte sich behaglich daran nieder.

Die Kameraden waren gerade überm Abtochen. Das Ochsenfleisch brodelte im Kessel, und ein erquickender Duft von Fleischbrühe stieg daraus hervor. Das sollte schmecken!

Plötzlich tönte in das Behagen hinein fernes Gewehrknattern. „Ach was, wird weiter nichts sein! Postenschießerei!“ meinte einer und warf ein frisches Scheit ins Holzfeuer.



Von den Kämpfen in Südrussland: Gefangene Russen führen ihre eigenen Maschinengewehre hinter die deutsche Front.

Art von Geschützen selbst weiter vorzutreiben gedachten. nahm das Glas zur Hand und suchte, sich im Buschwerk

verbergend, das Gelände ab, das oft Augenblende lang sich vor ihm wie in Tageshelle ausbreitete, wenn der Mond einmal hinter den Wolken hervortrat. — Der Wald da drüben stand schwarz und schweigend! — Kein Licht, keine Bewegung!

Das war merkwürdig! Er hatte doch sonst diese Totenstille nie beobachten können! Vermutlich hatten die Franzosen ihre Sicherungsposten schon weit vorgeschoben.

Schloß Polderhet bei Ypern. (Mit Text.)

Während er das dachte, glaubte er ein Geräusch zu hören! Er schlich flach an den Boden und lauschte. — Jetzt war es wie-

und jetzt — jetzt, vorsichtige Tritte, näherten, und deren Last dürre brachen.

schmiegte sich dicht an den Boden, das Gesicht am Anschlag.

lich hob sich etwa einen Meter vor ihm ein Haufen einer franzö-

Schleichpatrouille dem Gebüsch. Der ließ den Blick vor-

spähend umher, ohne den deutschen Posten zu bemerken.

in einem Satz sprang Durchlaucht plötzlich in die Höhe und rief dem Posten sein „Halt!“

gen.

er war so erschrocken,



Heldengräber in der Heimat. (Mit Text.)



Eine französische Mine (Blindgänger) wird von einem Pionier weggeschafft.

Im selben Augenblicke stürzte der Hauptmann aufgeregt herbei.
„Kochfeuer auslöschen! Sofort!“
Fast gleichzeitig verwandelte sich die lagernde Kolonne in einen wimmelnden Ameisenhaufen.

Kommandos flogen durch die Nacht, scharf, schneidend, Schauer des nahen Todes erweckend.

Der Unteroffizier gab dem Kochkessel fluchend einen Tritt, daß die Fleischbrühe in das Feuer lief. Die Soldaten traten mit ihren Nagelstiefeln die Flammen zu Boden und rissen mit den Seitengewehren die schwelenden Scheite auseinander.

„Was gibt's denn?“

„Nur Ruhe, Kinder, Ruhe!“

Ein kurzes Aufheulen fuhr durch die Luft. Jemand etwas Schwarzes, kaum einen Augenblick sichtbar, vergrub sich brüllend in die Erde. Ein gelbes Flämmchen züngelte an der Stelle auf, und dann feierte die türkische Granate bestend ihre Auferstehung unter Erdschollen, Steinen und zerfetzten, zerschmetterten Menschenleibern.

So! Nun wußten sie alle, was los war! Und alle hatten sie nur den einen Wunsch: vorzuspringen und sich auf den Gegner zu werfen.

„Ruhig Leute, nur ruhig!“ ermahnten die Offiziere.

„Unre Stunde kommt auch noch!“ rief der Hauptmann im Vorbeireiten seiner Kompanie zu, deren brennende Nachegier er mißfaßte.

In ruhigem Schritt, wie daheim auf dem Exerzierplatz, gingen die Sturmkolonnen zum Angriff vor. Die Artillerie funkte mit Leuchtraketen gegen die gegnerischen Stellungen, aber noch war nichts zu sehen. Granaten heulten durch die Luft und schlugen hinter den Angriffskolonnen ein. Feldartillerie besetzte kurz ansetzend dazwischen, und hier und da pfiffen Gewehrflugeln in gedankenlosen Schwärmen durch die Luft.

Jetzt hatte man aber die eigene Postenkette im Rücken und trat in die Brachung ein. Rechts und links fielen Kameraden, und wie von innerem Zwange getrieben, wurden die Schritte schneller. Und „schneller, schneller!“ begehnten die klopfenden Pulse.

Durchlaucht führte den vordersten Zug. Sein Feldwebel war ihm eben vor die Füße gerollt.

„He, Durchlaucht! Aus dieser gottverfluchten Hölle kommt keiner wieder!“ schrie ihm einer zu.

„Kein Franzose soll herauskommen, recht so!“ antwortete Durchlaucht. „Wenn wir nur endlich vorwärts dürften!“

Eben ging wieder ein Regen von Leuchtkugeln über die gegnerischen Stellungen nieder, und da erkannte man auf Augenblicke deutlich die französischen Batterien oben am Abhang.

Es mußten sich da bereits Planktonkolonnen im Kampfe wälzen. Man hörte es an dem Rollen der Gewehrsalven, daß da vorne in der Nacht eine heiße Schlacht brüllte.

Da endlich flog das ersehnte Pfeifensignal durch die Reihen. Durchlaucht gab es an seinen Zug als Kommando weiter.

„Seitengewehr — pflanzt auf!“

„Das war keine Berliner Kaffeehausstimme. Das war das Schmettern einer Kriegsdrummete.“

„Tornister ab!“

Im nächsten Augenblicke starrte ein Baum eherner Spitzen. Endlich, endlich würde man rankommen an die ...

„Trarattatta! Trarattatta!“

Das helle, aufreizende Sturmsignal fuhr mit seiner aufsteigenden und plötzlich wieder fallenden Tonreihe über das Schlachtfeld.

Ein „Hurra!“ wie vom Wahnsinn ausgestoßen, antwortete gellend, und dann stürzten die Braven nach vorn, Siegeszuversicht in den Augen und in den fiebernden Muskeln.

Immer nur vorwärts, vorwärts in die Nacht!

Der Mond versagte, aber die Artillerie arbeitete prächtig und überflutete das Schlachtfeld mit blendender Lichtfülle.

Zwischendurch kreist der Regimentscheinwerfer und taucht alles in Silber. Durchlaucht sieht in seinem Schein das feuergeisternde Riesenmaul eines Geschützes.

„Mir nach, hierher!“ brüllt er hinter sich und stürzt nach vorn.

„Ha!“

Infanterie liegt als Schutz bis an die Achselhöhe eingegraben. Hinein springt Durchlaucht in den gegnerischen Graben.

Seine Kameraden sind dicht hinter ihm, immer vorwärts drängend.

Nach langem heißem Ringen haben sie die Gegner überwunden und zu Gefangenen gemacht.

Nun wählen sie sich am Abhang hinauf. „Hier! Hier!“ brüllt Durchlaucht.

Seine Stimme klingt heiser, fürchterlich, als wenn der Schreiner den letzten Span vom Totenschreine reißt.

Jetzt ist er vorn am gegnerischen Geschütz.

Der Unteroffizier will gerade den Zündhebel abziehen, da

fährt ihm der deutsche Gewehrkolben auf das Haupt, daß er hin schlägt wie ein Plumpfad.

Das Geschütz ist stumm.

Durchlaucht sieht um sich, ob es noch Arbeit zu tun gibt. Er fühlt er, wie ihm etwas von hinten durch den Rücken bis in die Brust fährt. Ein dummes Gefühl! Nicht eben schmerzhaft, wenn man sich einen Splitter einzieht. Er dreht sich um.

Da sieht er einen französischen Offiziersbecken. Rot, mit Blut! Und das ist sein Blut! Hoch springt er auf.

Mit einer letzten Kraftanstrengung wirft er sich auf den Gegner und verfehlt ihm den Todesstoß, dann schwinden auch Kräfte und er fällt schwer auf die Leiche.

Es wird ruhig um ihn. Er fühlt ein warmes Nimmal in der Brust unter den Kleidern dahinsiedern.

„Ich muß sterben!“ denkt er und wundert sich, daß er gar keinen Grauen bei diesem Gedanken empfindet.

Im selben Augenblicke hört er vor sich das siegreiche „Hurra“ seiner Kameraden.

Er lächelt und schließt müde die Augen.

Dann vergehen ihm die Sinne — für immer ...

Am andern Morgen finden ihn die Kameraden.

„Hier liegt Durchlaucht!“ sagt einer, und will ihm die Hand unter den Helm über das Antlitz deden.

„Nein, laß ihn so liegen!“ meint der Kamerad. „Sieh das Auge, in dem er das Monotel trug, steht noch halb offen. Lacht so selig in den blauen Aprillhimmel!“

„Wir wollen ihm ein Kreuz schnitzen!“

Sie tun es und schreiben mit schlechtem Tintenstift:

„Lebe wohl, Durchlaucht! Du siegest im Tode!“

Riesengeschütze in früherer Zeit.

Von Alfred Nello. (Nachdruck verboten!)

Von jeher bildeten Wurfgeschosse in den Kriegen der Menschheit eines der verderbenbringendsten Kampfmittel. Die ersten Laufgeschütze unserer heutigen Kanonen waren die sogenannten Bombardieren oder Donnerbüchsen, die schon im Jahr 1338 in Genua waren. Aber bereits bei der Belagerung im Jahre 1070 da man sich solcher Donnerbüchsen bedient haben; auch erzählt sich, daß der Erfinder der Kanonen in China bereits um das Jahr 80 unserer Zeitrechnung gelebt hat. Demnach wäre das Alter der Kanonen annähernd ein fast zweitausendjähriges. Als gültig jedoch, daß im Jahre 1370, also um die Mitte des 14. Jahrhunderts, in Deutschland, und zwar in Augsburg, die ersten Kanonen hergestellt wurden. Im folgenden Jahrhundert waren Kanonen in allen europäischen Ländern als Schusswaffe eingeführt.

Wertwürdigerweise fand das neue Kampfmittel in der Schlacht von Tübingen Aufnahme. Im Anfang des 15. Jahrhunderts ließ der Deutschordensmeister Ulrich von Jungingen (1407—1410) die ersten Riesengeschütze zur Verteidigung der Festung Marienburg im Ordenslande in der Marienburger Geschützgießerei herstellen. Diese waren die ersten deutschen Riesengeschütze, die noch unserer heutigen Brummer, dazu bestimmt, den von Osten kommenden Feind abzuwehren. Burggraf I. von Hohenzollern der spätere Markgraf von Brandenburg, besaß auch ein Riesengeschütz. Die Chronik erzählt, der Landgraf Friedrich von Thüringen habe diese Riesentankone dem Burggrafen geliehen, wiederum wird aber aus einem Briefwechsel mit dem Deutschordensmeister bewahrt, daß der Burggraf Friedrich von Marienburg aus eine dieser gewaltigen Büchsen erhalten habe. Man nannte diese Marienburger Kanonen damals „große Pfeifen“ und sie haben als das gewaltigste Belagerungsgeschütz früherer Jahrhunderte zu gelten.

Im Jahre 1414 benutzte Friedrich I. diese Riesentankone zur Belagerungsgeschütz gegen die bisher uneinnehmbaren Befestigungen der Quikow. Diese Riesentankone an ihren Ort zu bringen, war bei den damaligen Transportverhältnissen und dem Zustande der wenigen Verkehrsstraßen keine leichte Mühe. Nur schrittweise konnte der gewaltige Büchsenwagen, von Bauern und Pferden gezogen, vorwärts gebracht werden. Man gab ihr darum auch den Namen „die faule Gerte“. Der zwanzig Pfund schwere Geschosse warf diese Donnerbüchse die feindlichen Festungsmauern. Wo sie ihren eisernen Fuß öffnete, war auch Tod und Verderben die Folge. Der Kurfürst, der für die Vervollkommen des Heeres eifrig war, legte auch auf den Ausbau seiner Artillerie besonderen Wert. Damals wehte schon die furbrandenburgische Flagge in der furbrandenburgischen Festung Groß-Friedrichsburg. Des Großen Kurfürsten weitsehender Blick, sein Reich auf der See erstarken zu lassen. Leider ist diese erste deutsche Festung der Westküste Afrikas heute nur noch ein geringer Überrest früherer kolonialer Bestrebungen. Die wenigen Mauertürme

In ihren Trümmern fand man auch vor nicht zu langer Zeit die gewaltigen Rohre der dort aufgestellten Festungsgeschütze. finden sich heute im Zeughaus in Berlin zum Gedenken an den Kurfürsten Regierungszeit. Kein Geringerer als Joachim Friedrich, der heldenmütige Verteidiger der Festung Kolberg Napoleon I., hatte auf einer seiner Seereisen diese kurburgischen Kanonen im Jahre 1772 gefunden. Er entfernte sie nicht von ihrem Standort, sondern ließ die Geschütze liegen. Die Engländer gaben ihren Kriegsschiffen als Bewaffnung auch Kanonen, und zwar solche von immer größerer Schuß- und Geschosskraft. Sie sind darum die eigentlichen Erfinder der Kanonen der Schiffsartillerie zu nennen; obgleich die Marine seit hundert Jahren keine Seeschlacht mehr aus- geführt hatte und ihr erst gegenwärtig Gelegenheit gegeben ist, ihre Leistungsfähigkeit als angeblich größte Flotte der Welt darzutun. Die deutschen Heerwesen wirkten die Krupp'schen Kanonen aus. Diesem deutschen Erfinder verdankt Deutschland die heutige Wertschätzung seiner Artillerie. Krupp baute die größten Belagerungsgeschütze, bis im Jahr 1870 den Eingang in die französischen Festungen erzwingen. Auch Frankreich besaß die größten Belagerungsgeschütze, bis der Feste Mont Valérien die Artillerie besaß aber in den Krupp'schen 42-Zentimeter- Geschütze. „la belle Josephine“, das die Deutschen wegen der gewaltigen Brüllens den „Bullerjan“ nannten. Die größten Rüstungsgeschütze sollen die Vereinigten Staaten Nordamerika zur Verteidigung des Panamakanals aufgestellt. Wir wissen aber auch, daß die deutschen Schiffsgeschütze 100 Meter ein englisches Panzerschiff vernichten können! Siehe in der Seeschlacht bei Chile am 1. November 1914. Die deutschen Torpedokanonen als Unterseebootwaffe der englische Panzerkreuzer auf den Meeresgrund! Die Artillerie besitzt aber in den Krupp'schen 42-Zentimeter- Geschütze die gewaltigsten Riesengeschütze der Gegenwart. Deutsche Man erzählt sich über diese „Brummer“ allerhand Wunder. Die „dicke Berta“ ist heute genau so gefürchtet wie im 19. Jahrhundert Brandenburg die „faule Greta“. Man macht jedoch im übrigen auch für Wackeren über die Flug- der Brummer und ihre Bauart hören mag, es ist wenig darüber bekannt gegeben worden. Es ziemt sich daher nicht, danach zu forschen. Die Interessen des deutschen Landes verbieten es, daß die Viertiels-Strategen über die 42-Zentimeter-Geschütze Vorträge halten können. Die Eroberung von Ostpreußen, Litauen und Antwerpen geben berechtigt von der gewaltigen Kraft dieser Brummer.

Wunderbare Errettung von der Guillotine.

Der Graf von Trémont gehörte zu der großen Zahl von Edelleuten, die in der französischen Revolution, 1793, der Guillotine zum Opfer waren. Mit einer Menge Standes- und Schicksals- schicksal sollte er an einem sehr kalten Wintertage hingerichtet werden. Viele Köpfe waren schon gefallen, bevor er an die Reihe kam, und ihm froren von dem langen Stehen die Beine so fürchterlich, daß er, um nicht vor Steifigkeit umzukippen, eine Stütze an der Wand suchte, der hinter ihm stand. Denn er befand sich in der letzten Reihe, und zur Bedeckung war ringsum hinter ihm nur eine Kette von Militär aufgestellt. Der Mann, der ihm die Hand an die Schulter legte, mochte wohl die Last als schwer empfinden, er trat etwas zur Seite, und der Graf, indem er sich wieder stramm aufrichtete, in die Militär- reihe hinein. Die trat zur Rechten wie zur Linken noch ein wenig auseinander, möglicherweise aus Mitleid mit dem armen armen Opfer, und in dem Bestreben, die erstarrten Glieder zu erwärmen, trippelte er hin und her und kam so un- ter den Zuschauer Menge hinein. Da der kurze Winter- tag hereinbrach, fiel es niemandem auf, daß die zusamen- geklammerten Hände den Unglücklichen als vom Revolutionstribunal gekennzeichneten. Wenigstens hinderte ihn niemand daran, sich nach und nach immer weiter nach rückwärts schob. Endlich bemerkte er hinter und neben sich keinen Menschen mehr, nur den schweigenden, in Zwielficht geküllten Garten der Revolution. Jetzt erwachte die Lebenshoffnung in ihm mit Macht. Wie manche von den Neugierigen den Rückweg in die Stadt genommen, warum sollte er ihrem Beispiel nicht folgen? Er lief, erst unauffällig in dem Tempo der übrigen, nachher immer schneller. Auf einmal stolperte er in der zunehmenden Dunkelheit in den trockenen Graben, der zu jener Zeit die Tuilerien- umschloß. Diese Vertiefung schien ihm willkommene Deckung zu bieten. Er blieb liegen und hob nur den Kopf, um die Hin- tergründe zu überblicken. Da sah er, daß man mit dem Men- schen aufgehört hatte und soeben die noch nicht heran- gekommenen wegführte, daß er fehlte, hatte niemand bemerkt.

Nun verließen sich schnell die wenigen noch übrigen Zuschauer, und als alles leer war, stieg auch er aus seinem rettenden Graben heraus. Er kannte die Örtlichkeit von früheren, glücklicheren Zeiten her ganz genau. Indem er sich im Schatten der Mauern hielt, gelangte er an die Markthallen, in denen es damals viele Schankstätten für Arbeiter, Kutscher und Marktleute gab. Bei denen wollte er suchen, unter einem unverdächtigen Vorwande die Fesseln von seinen Händen loszuwerden. Solange er die trug, durfte er sich nicht für gerettet ansehen.

Möglichst vergnügt ging er in eine der Schenken und trat zu einer Gruppe von Zechenden heran, denen er lachend seine Hände zeigte: „Seht doch bloß mal an, Jungen, was meine Lumpen mir da für 'nen Possen gespielt haben! 's ist wahr, ich hatte verschiedene Gläser über den Durst getrunken — bei der Kälte — na, ihr wißt ja. Das hat sich die Bunde zumeist gemacht und hat mir Fesseln angelegt! Na, die sollen's aber kriegen!“

Nicht nur die Nachahmung der Volkssprache, auch die ganze vernachlässigte Erscheinung des lange Eingekerkerten machten den Eindruck, daß er ein Standes- und Arbeitsgenosse der Männer sein könne, die mit so viel Redheit anredete. Jedenfalls hielten sie ihn dafür, schnitten die Bunde von den fleißig gewordenen Hän- den und nötigten ihn an ihren Tisch, wo er an ihrer Wohlheit und ihrem sauren Wein teilnehmen mußte. Mit den Spargroschen eines ehemaligen Dieners und in dessen Kleidung rettete sich der Graf darnach über die Grenze und lebte längere Zeit in Schlesien.

Dort traf er auch mit seinem Freunde, dem schlesischen Grafen Schlabrendorf, zusammen, der auf nicht weniger wunderbare Weise der Guillotine entgangen war. Er hatte sich beim Ausbruch der Revolution vorübergehend in Paris aufgehalten, war aber mit den französischen Aristokraten zugleich verhaftet und zum Tode verdammt worden. Doch zögerte sich seine Hinrichtung ungewöhnlich lange hin, und als er endlich mit dem Karren zur Guillotine gebracht werden sollte, war darüber der 27. Juli 1794 herangefallen, der berühmte 9. Thermidor. Und dabei ereignete es sich, daß die Stiefel des Grafen nicht zu finden waren, und daß, als das Suchen gar zu lange dauerte, der Karrenführer ohne ihn abfuhr, um am andern Tage seinetwegen noch einmal vorzusprechen. Dazu jedoch kam es nicht mehr. Der 9. Thermidor brachte Robespierres Sturz, die Schreckens- herrschaft war zu Ende, Graf Schlabrendorf wurde samt den noch übrigen Aristokraten auf freien Fuß gesetzt, ging in sein Vaterland zurück und lebte dort auf seinen Gütern, wo Graf Trémont sein Gast war, — zwei gerettete Zeugen der schred- lichsten Zeit in Frankreichs Geschichte. C. D.

Fürs Haus

Schuhsohlen haltbar zu machen.

Die Schusterrechnungen spielen besonders in kinderreichen Familien eine ganz erhebliche Rolle im Haushalt, und der Wunsch, diesen Kosten nach Möglichkeit einzuschränken, ist daher nur zu begreiflich. Besonders sind es die Sohlen, die bei unserm jungen Nachwuchs aller Augenblicke wieder „durch“ sind, und da empfiehlt es sich, zu ihrer größeren Haltbarkeit eine kleine Mühe nicht zu scheuen.

Zu diesem Zwecke be- streicht man die noch nicht getragenen, also ganz trockenen Sohlen mittels eines breiten, flachen Pinsels (siehe Abbildung) gleichmäßig und Strich für Strich mit gekochtem und etwas abgekühltem Leinöl und läßt das Öl gut einziehen. Verstärkt wird die Wirkung noch, wenn man das Verfahren ein paarmal wiederholt, ehe die Sohle durch das Tragen mit Feuchtigkeit in Berührung kommt. Aber auch nach dem Tragen kann es von Zeit zu Zeit immer wieder einmal mit Vorteil angewendet werden, aber immer nur, wenn die Sohle trocken ist, denn die Feuchtigkeit würde das Eindringen des warmen Öles unmöglich machen, gerade wie andererseits die ölgetränkte Sohle der Kälte und ihrer zerstörenden Wirkung einen größeren Widerstand entgegensetzt. Die kleine Mühe lohnt sich reichlich. Will man die Sache ganz gründlich machen, und kann man die Sohlen ein paar Tage in Behandlung haben, so kann man nach dem vollständigen Eintrocknen des Öles noch einmal mit Bernsteinlack darübergehen, was selbstverständlich die Wirkung erhöht. Emp- fehlen kann man auch statt des Leinöls eine Mischung von drei Teilen Leinöl mit einem Teil Terpentinöl, doch ist bei der Erwärmung dieser Mischung sehr vorsichtig zu hantieren, denn Terpentinöl ist feuergefährlich.



Unsere Bilder

Deutsche Militärpolizei in Brüssel. In der belgischen Hauptstadt ist von der deutschen Militärbehörde ein Polizeikommando eingerichtet worden, das, abgesehen von seinen militärpolizeilichen Dienstobliegenheiten, auch die Tätigkeit der Zivilpolizei zu unterstützen hat. Unser vorstehendes Bild zeigt einen solchen deutschen Soldaten, der als Militärpolizist in Brüssel Dienst tut. Als Kennzeichen seines Amtes trägt er eine Armbinde und ein Brustschild von ähnlicher Art, wie es die deutschen Feldgendarmen aufweisen. Natürlicherweise werden für den Militärpolizeidienst vorzugs-

„Nun ja,“ bemerkte der Bildhauer, „das muß wohl der Fall sein, doch sein Schöpfer.“ Ein mißtrauischer Blick folgte dieser Erklärung, wandte sich das Oberhaupt der Familie den Seinen zu und ließ die Worte fallen: „Oller Schwindler!“ — Drake entfernte sich lächelnd, ohne daß der Zweifler weiter aufgeklärt wurde.

Gemeinnütziges

Knospen darf nicht im Sonnenschein getrocknet werden; er vertieft an Farbe und Geruch. Besser zum Ziele kommt man im Kleinbetrieb, die Trocknung auf gut gereinigten staubfreien Böden vorgenommen

Drei Veteranen von 1866 und 1870/71 als Bataillonskommandeure in einem Regiment.



Oberst Fehr v. Gemmingen-Hornberg.



Oberstleutnant v. Wöllhaf.



Oberstleutnant Freiherr v. Graßheim.

Das württembergische Landwehrregiment Nr. 123 hatte bei seinem Ausrücken ins Feld drei Veteranen von 1866 und 1870/71 als Bataillonskommandeure aufzuweisen. Den 64jährigen Obersten Freiherrn v. Gemmingen-Hornberg, den 68jährigen Oberstleutnant v. Wöllhaf und den 69jährigen Oberstleutnant Freiherrn v. Graßheim. Alle drei schmückt das Eisene Kreuz 2. Klasse von 1870/71 und das 1. Klasse von 1914, der württembergische Militärverdienstorden und das Ehrenkreuz der württembergischen Krone mit Schwertern. Freiherr v. Graßheim steht noch heute an der Spitze seines Bataillons, Freiherr v. Gemmingen erlitt beim Angriff an feindlichen Stachelbrathindernissen Verletzungen, und Oberstleutnant v. Wöllhaf muß nach siebenmonatigem Ausdauern im Schützengraben eine von 1870 herrührende, wieder aufgebrochene Wunde ausheilen.

weisse solche Leute ausgewählt, die mindestens die französische, nötigenfalls auch die flämische Sprache einigermaßen beherrschen.

Schloß Forderhel bei Ypern. Es ist nicht der einzige Herrensitz, der durch Granaten zertrümmert worden ist, wie ja überhaupt in Westlandern nur wenig von den Werken, die Menschenhände geschaffen, übriggeblieben wird. Flandern und Ypern werden in der Geschichte dieses Weltkrieges ein besonderes Kapitel bilden.

Heidengräber in der Heimat. Am Fuße des Bollerfelddenkmals in Leipzig wurde über den Gräbern von zweihundert in diesem Kriege gefallenen Krieger ein Denkmal errichtet, das aus einem gewaltigen Granitstein in Form eines Eisernen Kreuzes besteht.

Allerlei

Grausam. Direktor (zur Sängerin, nachdem sie Probe gesungen): „Als Sängerin kann ich Sie nicht gebrauchen, aber wenn Sie wollen, können Sie in dem Ausstattungsstück den heulenden Sturm markieren!“

Der beste Rat. Der berühmte amerikanische Advokat Bartols befand sich einst zufällig im Gerichtssaal, als vor den Geschworenen der Prozeß gegen eine wegen Raubes angeklagte Persönlichkeit, die keinen Verteidiger hatte, beginnen sollte. Der Präsident des Gerichtes wandte sich an Bartols und sagte: „Herr Advokat Bartols, übernehmen Sie die Verteidigung, gehen Sie mit dem Angeklagten in jenes Zimmer und geben Sie ihm den besten Rat, den Sie wissen.“ — Bartols willigte ein und lehnte nach einer halben Stunde allein zurück. — „Nun, wo ist der Angeklagte?“ fragte der Präsident. — „Weit von hier“, antwortete der Advokat. „Als ich gehört, was er mir zu sagen hatte, befolgte ich Ihren Befehl und gab ihm meinen besten Rat, nämlich den, so rasch wie möglich zu entfliehen, worauf er aus dem Fenster sprang und sich in Sicherheit brachte.“

Drake und der Familienvater. Friedrich Drake, obgleich in Byrmont geboren (1805), war früh nach Berlin gekommen, wo er Rauchs Schüler wurde und sich bald als Meister bewährte. Er hatte sich hier auch so eingewöhnt, daß er, einzelne Reisen ausgenommen, die preußische Hauptstadt nicht mehr verließ, ja sie innig liebte. Der Tiergärten in Berlin sah ihn täglich in seinen schattigen Alleen. Auf einem dieser Spaziergänge war er wieder einmal zu der Statue Friedrich Wilhelms III. gekommen, einem seiner Meisterwerke, vor dem er eine sich laut über die Statue unterhaltende Familie fand. Namentlich war es das Oberhaupt desselben, das den Seinen das Relief an dem runden Piedestal erklärte, aber auch Irrtümer einfließen ließ. Drake trat näher und berichtete den Familienvater. „Sie kennen das Dings da ja sehr genau“, sagte endlich der Vollblutberliner.

Die oberste Kose des Rosenkohl ist stets am meisten entwidelt, wird infolgedessen auch zuerst geerntet, was andererseits zur Folge hat, die Seitenknospen zur Vervollkommenung angereizt werden. Es läßt sich bis tief in den Winter hinein ernten, denn der Rosenkohl ist ziemlich unempfindlich. Er verträgt eine Kälte von 15 Grad, ohne Schaden zu nehmen.

Riegen gehören bei Regenwetter nicht auf die Weide. Sie müssen bei plötzlich eintretendem Regen schleunigst unter Dach und Fach gelangen können, denn die Nässe ist ihnen sehr schädlich.

Truthühner sind schlachtreif, wenn sie 6 bis 7 Monate, Truthähne, wenn sie 9 bis 10 Monate alt sind. Dann ist ihr Fleisch am meisten saftig, zart und wohlschmeckend. Truthühner über 4 Jahre sind weder als Schlacht-, noch als Zuchtthühner brauchbar.

Scharade. Das Erste ist ein Element, Als Frucht das andre jeder kennt, Das Ganze ist auch reine Frucht, Die meist an Bäumen wird gesucht.

Julius Fald.

Leistenrätsel.

A	A	D	E			
E	E	E	E			
F	L	L	N	N	O	P
R	S	S	T			
T	T	W	Z			

Die mittlere Querreihe bezeichnet eine preussische Provinz und die vier Entscherten: einen Mädchenamen, einen deutschen Nebenfluß, einen griechischen Philosophen und einen Himmelskörper.

Ernst Vitz.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Problem Nr. 137.

Von Dr. J. Frankenstein (Deutsche Schachzeitung, 1907.)

Schwarz.

A B C D E F G

Weiß.

Matt in 2 Zügen.

Auflösungen aus voriger Nummer: Des Anagramms: Del. Joel. Des Bilderrätsels: Reifliche Glückseligkeit besteht in erfolgreichem Handeln.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.

Hadamarer Anzeiger



(Lokalblatt für den Amtsgerichtsbezirk Hadamar und Umgegend).

Nr. 36.

Sonntag den 5. September 1915.

17. Jahrgang.

Redaktion Druck und Verlag von Joh. Wilhelm Hörter, Hadamar.

5% Deutsche Reichsanleihe von 1915. Dritte Kriegsanleihe.

Länger als Jahresfrist steht Deutschland einer Welt von Feinden gegenüber in schwerem Kampfe, wie er in der Geschichte nicht seinesgleichen findet. Ungeheuer sind die Opfer an Gut und Blut, die der gewaltige Krieg fordert. Gilt es doch, die Feinde niederzuringen, die der Zahl nach überlegen sind und sich die Vernichtung Deutschlands zum Ziel gesetzt haben. Diese Absicht wird an den glänzenden Waffentaten von Heer und Flotte, an den großartigen wirtschaftlichen Leistungen des von einem einheitlichen nationalen Willen beseelten Deutschen Volkes zerfallen. Wir sehen, fest vertrauend auf unsere Kraft und die Reinheit des Gewissens, in dem von uns nicht gewollten Kriege zuversichtlich der völligen Niederwerfung der Feinde und einem Frieden entgegen, der nach den Worten unseres Kaisers „uns die notwendigen militärischen, politischen und wirtschaftlichen Sicherheiten für die Zukunft bietet und die Bedingungen erfüllt zur ungehemmten Entfaltung unserer schaffenden Kräfte in der Heimat und auf dem freien Meere“. Dieses Ziel erfordert nicht nur den ganzen Helden- und Opfermut unserer vor dem Feinde stehenden Brüder, sondern auch die stärkste Anspannung unserer finanziellen Kraft. Das Deutsche Volk hat bereits bei zwei Kriegsanleihen seine Opferfreudigkeit und seinen Siegeswillen bekundet. Jetzt ist eine dritte Kriegsanleihe aufgelegt worden. Ihr Erfolg wird hinter dem bisher Vollbrachten nicht zurückstehen, wenn jeder in Erfüllung seiner vaterländischen Pflicht seine verfügbaren Mittel der neuen Kriegsanleihe zuwendet.

Ausgegeben werden **fünfprozentige Schuldverschreibungen der Reichsanleihe**. Der Zeichnungspreis beträgt 99%, bei Schuldbuchzeichnungen 98,80%. Die Schuldverschreibungen sind wie bei der ersten und zweiten Kriegsanleihe bis zum 1. Oktober 1924 unkündbar, gewähren also 9 Jahre lang einen fünfprozentigen Zinsgenuss. Da aber die Ausgabe ein volles Prozent unter dem Nennwert erfolgt und außerdem eine Rückzahlung zum Nennwert nach einer Reihe von Jahren in Aussicht steht, so ist die wirkliche Verzinsung noch etwas höher als 5 vom Hundert. Die Unkündbarkeit bildet für den Zeichner kein Hindernis, über die Schuldverschreibungen auch vor dem 1. Oktober 1924 zu verfügen. Die neue Kriegsanleihe kann somit als eine ebenso sichere wie gewinnbringende Kapitalanlage allen Volksteilen auf wärmste empfohlen werden.

Für die Zeichnungen ist in umfassender Weise Sorge getragen. Sie werden bei dem **Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere in Berlin** (Postcheckkonto Berlin Nr. 99) und bei **allen Zweiganstalten der Reichsbank** mit Kassenettrichtung entgegengenommen. Die Zeichnungen können aber auch durch Vermittlung der **Königlichen Seehandlung** (Preussischen Staatsbank) und der **Preussischen Zentral-Genossenschaftskasse in Berlin**, der **Königlichen Hauptbank in Nürnberg** und ihrer Zweiganstalten, sowie sämtlicher deutschen **Banken, Bankiers** und ihrer Filialen, sämtlicher deutschen **öffentlichen Sparkassen** und ihrer Verbände, bei jeder deutschen **Lebensversicherungsgesellschaft** und jeder deutschen **Kreditgenossenschaft**, endlich bei **allen Postanstalten am Schalter** erfolgen. Bei solcher Ausdehnung der Vermittlungstellen ist in den weitesten Volksteilen in allen Teilen des Reichs die bequemste Gelegenheit zur Beteiligung geboten.

Wer zeichnen will, hat sich zunächst einen **Zeichnungsschein zu beschaffen**, der bei den vorgenannten Stellen, für die Zeichnungen bei der Post bei der betreffenden Postanstalt, erhältlich ist und nur der Ausfüllung bedarf. Auch ohne Verwendung von Zeichnungsscheinen sind briefliche Zeichnungen statthaft. Die Scheine für die Zeichnungen bei der Post haben, da es sich bei ihnen nur um eine Einzahlung handelt, eine vereinfachte Form. In den Landbestellbezirken und den kleineren Städten können diese Zeichnungsscheine schon durch den Postboten bezogen werden. Die ausgefüllten Scheine sind in einem Briefumschlag mit der Adresse an die Post entweder dem Postboten mitzugeben oder ohne Marke in den nächsten Briefkasten zu stecken.

Heber das Geld braucht man zur Zeit der Zeichnung noch nicht sogleich zu verfügen, die Einzahlungen verteilen sich auf einen längeren Zeitraum. Die Zeichner können vom 30. September ab jederzeit voll bezahlen.

Sie sind verpflichtet:

30%	des zugeteilten Betrages	spätestens am	18. Oktober 1915
20%	"	"	24. November 1915
25%	"	"	22. Dezember 1915
25%	"	"	22. Januar 1916

zu bezahlen. **Nur wer bei der Post zeichnet, muß schon zum 18. Oktober d. J. Vollzahlung leisten.** Im übrigen sind Teilzahlungen nach Bedürfnis zulässig, jedoch nur in runden, durch 100 teilbaren Beträgen. Auch die Beträge unter 1000 Mark sind nicht sogleich in einer Summe fällig. Da die einzelne Zahlung nicht geringer als 100 Mark sein darf, so ist dem Zeichner kleinerer Beträge, namentlich von 100, 200, 300 und 400 Mark, eine weitgehende Entschleunigung darüber eingeräumt, an welchen Terminen er die Teilzahlung leisten will. So steht es demjenigen, welcher 100 Mark gezeichnet hat, frei, diesen Betrag erst am 22. Januar 1916 einzuzahlen. Der Zeichner von 200 Mark braucht die ersten 100 erst am 24. November 1915, die übrigen 100 Mark erst am 22. Januar 1916 zu zahlen. Wer 300 Mark gezeichnet hat, hat die ersten 100 erst am 24. November 1915, die zweiten 100 Mark am 22. Dezember 1915, den Rest am 22. Januar 1916 zu zahlen. Es findet immer eine Verschiebung zum nächsten Zahlungstermin statt, solange nicht mindestens 100 Mark zu zahlen sind.

Der erste Zinschein ist am 1. Oktober 1916 fällig. Der Zinslauf beginnt am 1. April 1916. Für die Zeit bis zum 1. April 1916 findet der Ausgleich zugunsten des Zeichners im Wege der Stückzinsberechnung statt, d. h. es werden dem Einzahler 5% Stückzinsen vom dem auf die Einzahlung folgenden Tage ab im Wege der Anrechnung auf den einzuzahlenden Betrag vergütet. So betragen die Stückzinsen auf je 100 Mark berechnet:

			für Stücke	eintragungen
für die Einzahlungen bis zum 30. September 1915	2,50 M.	der Zeichner hat also in Wirklichkeit nur zu zahlen	96,50 M.	96,30 M.
" " " am 18. Oktober 1915	2,25 M.	" " " " " " " " " " " "	96,75 M.	96,55 M.
" " " am 24. November 1915	1,75 M.	" " " " " " " " " " " "	97,25 M.	97,05 M.

Für jede 18 Tage, um die sich die Einzahlung weiterhin verschiebt, ermäßigt sich der Stückzinsbetrag um 25 Pfennig.

Für die Einzahlungen ist nicht erforderlich, daß der Zeichner das Geld bar bereitliegen hat. Wer über ein Guthaben bei einer Sparkasse oder einer Bank verfügt, kann dieses für die Einzahlungen in Anspruch nehmen. Sparkassen und Banken werden hinsichtlich der Abhebung namentlich dann das Größte Entgegenkommen zeigen, wenn man bei ihnen die Zeichnung vornimmt. Besitzt der Zeichner Wertpapiere, so eröffnen ihm die Darlehenskassen des Reichs den Weg, durch Beleihung das erforderliche Darlehen zu erhalten. Für diese Darlehen ist der Zinssatz um ein Viertelprozent ermäßigt, nämlich auf 5 1/2%, während sonst der Darlehenszinssatz 5 1/2% beträgt. Die Darlehensnehmer werden hinsichtlich der Zeitdauer des Darlehens bei den Darlehenskassen das größte Entgegenkommen finden, gegebenenfalls im Wege der Verlängerung des gewährten Darlehens, so daß eine Kündigung zu ungelegener Zeit nicht zu besorgen ist.

Wer **Schuldbuchzeichnungen** wählt, genießt neben einer Kursvergünstigung von 20 Pfennig für je 100 Mark alle Vorteile des Schuldbuchs, die hauptsächlich darin bestehen, daß das Schuldbuch vor jedem Verlust durch Diebstahl, Feuer oder sonstiges Abhandenkommen der Schuldverschreibungen schützt, mithin die Sorge der Aufbewahrung beseitigt und außerdem alle sonstigen Kosten der Vermögensverwaltung erspart, da die Eintragungen in das Schuldbuch sowie der Bezug der Zinsen vollständig gebührenfrei erfolgen. Nur die spätere Ausreichung der Schuldverschreibung, die jedoch nicht vor dem 15. Oktober 1916 zulässig sein soll, unterliegt einer mäßigen Gebühr. Die Zinsen erhält der Schuldbuchgläubiger durch die Post portofrei zugesandt; er kann sie aber auch fortlaufend seiner Bank, Sparkasse oder Genossenschaft überweisen lassen oder sie bei einer Reichsbankanstalt oder öffentlichen Kasse in Empfang nehmen. Angesichts der großen Vorzüge, welche das Schuldbuch gewährt, ist eine möglichst lange Verbeibehaltung der Eintragung dringend zu raten.

Aus Vorstehendem ergibt sich, daß die Beteiligung an der Kriegsanleihe nach jeder Richtung auch den weniger bemittelten Volksteilen erleichtert ist. Die Anleihe stellt eine hochverzinsliche und unbedingt sichere Anlage dar. Darüber hinaus aber ist es eine Ehrensache des Deutschen Volkes, durch umfangreiche Zeichnungen die weiteren Mittel aufzubringen, deren Heer und Flotte zur Vollenbung ihrer schweren Aufgaben in dem um Leben und Zukunft des geliebten Vaterlandes geführten Krieg unbedingt bedürfen.

Im Verlage von **Rud. Bechtold & Comp. Wiesbaden** ist erschienen (zu beziehen durch alle Buch- u. Schreibmaterialien-Handlungen).

Nassauischer Allgemeiner Landes-Kalender für das Jahr 1916.

Redigiert v. W. Wittgen. — 72 S. 4°, geh. — Preis 25 Pfg.

Inhalt: Gott zum Gruß! — Genealogie des Königl. Hauses. — Allgemeine Zeitrechnung auf das Jahr 1915. — Zuversicht, von Dr. E. Spielmann. — Steinheimers Heinrich, eine Erzählung von W. Wittgen. — Mutter, Skizze von Elfe Sparwasser. — Marie Sauer, eine nassauische Dichterin, von Dr. theol. S. Schloffer. — Aus heiliger Zeit. — Kriegsgedichte von Marie Sauer. — Eine deutsche Heldentat. — Vermischtes — Anzeigen.

Wiederverkäufer gesucht!

|| Bringt euer Gold zur Reichsbank! ||

Pernyd-Fußbad-Pulver



Ein neues, bisher nicht bekanntes Präparat zur Pflege und Gesunderhaltung der Füße. Seine Anwendung beseitigt und verhütet Schmerzen, Wundläuse, Brennen, Frost, Schweißgeruch und übermäßige Schweißbildung der Füße. **Pernyd-Fußbad-Pulver** ist in den Apotheken, Drogerien, Parfümerie- u. Friseur-Geschäften zu 25 Pfg. pro Paket = 2 Fußbäder erhältlich. **Hans Schwarzkopf, G.m.b.H., Berlin N37.**

Die reichhaltigste, interessanteste und gediegenste

Zeitschrift für jeden Klein-tier-Züchter ist und bleibt die vornehm illustrierte

Tier-Börse

BERLIN SO. 16 Cöpenicker Str. 71.

In der Tier-Börse finden Sie alles Wissenswerte über Geflügel, Hunde, Zinervögel, Kaninchen, Ziegen, Schafe, Elenen, Aquarien, Gartenbau, Landwirtschaft usw. usw.

Erfolgsicheres Inserationsgeschäft, pro Zeile nur 20 Pf., bei Wiederholungen hoher Rabatt.

Abonnementpreis: für Selbstabholer 78 Pf. frei Haus nur 90 Pf.

*Vorlangen Sie Probennummer gratis und franko.

Flachs

und Hanf, deren Kultur früher in unserem deutschen Vaterlande eine hervorragende Rolle gespielt haben, sind um Schaden der Landwirtschaft immer mehr vernachlässigt worden.

Landwirte!

lehrt im eigenen Interesse wieder zum Anbau dieser wichtigen Gespinnstpflanzen zurück! Hausfrauen auf dem Lande, fällt wieder eure Leinwandstränge mit dauerhaften Geweben für Leib-, Bett- und Tisch-Wäsche. Alle Leinwandwaren, namentlich auch die viel weniger haltbaren Baumwollartikel, sind sehr teuer geworden. Die unterzeichneten, seit Jahrzehnten bestehenden realen Lohn-Spinnereien empfehlen ihre bekannten Niederlagen zur Übernahme der Spinnstoffe und gewantieren bestmögliche Ergebnisse an Garnen und Geweben. Dieselben erklären insbesondere, daß ihre Fabriken das ganze Jahr über und auch während des Krieges im Betriebe bleiben.

Leinen-Spinnerei und Weberei Bäumenheim (Sag.) M. Drosch & Cie.

Spinnerei Schornreute in Ravensburg (Witbg.)

Spinnerei und Weberei Weingarten A. G. in Weingarten-Württemberg.

Mech. Leinen-Spinnerei und Weberei A. G. Memmingen.

Willy. Julius Münster in Pötersbroun (Witbg.)

Bekanntmachung.

Gemäß § 21 der Jagdordnung vom 15. Juli 1907 (G. S. 207) bringe ich zur öffentlichen Kenntnis, daß die Nutzung der Jagd in dem gemeinschaftlichen Jagdbezirk **Oberweyer**, bestehend aus 10 ha Feld und 35 ha Wald, mit gutem Wildbestand, auf die Dauer 6 Jahren, beginnend mit dem 21. Juni 1915, durch öffentlich meietende Verpachtung erfolgen soll. Die in Aussicht genommenen Bedingungen liegen vom 31. August 1915 ab zwei Wochen lang im Dienstzimmer des Unterzeichneten öffentlich aus. Verpachtung ist auf

Mittwoch den 15. September 1915 nachmittags 4 Uhr

auf dem Bürgermeisteramt auberaunt. Zuschlagsfrist 8 Tage.

Jeder Jagdgenosse kann gegen die Art der Verpachtung und die Pachtbedingungen während der vorbezeichneten Auslegungsfrist spruch beim Kreisaußschuß zu Limburg erheben. Bis zum Ablauf selben Auslegungsfrist sind etwaige Anträge auf Vereinigung von Flächen mit Eigenjagdbezirken oder auf Ausschluß von Grundflächen dem gemeinschaftlichen Jagdbezirk bei mir zu stellen. (§§ 7, 15 Jagdordnung).

Oberweyer, den 30. August 1915.

Der Jagdvorsteher: Schmitt, Bürgermeister.

Trauer-Drucksachen!

Trauerbriefe, in jedem Format.

Danksagungskarten,

Trauerbilder,

liefert in bester Ausführung, in kürzester Frist jeder Zeit die

Druckerei J. W. Hörter, Hadamar.

Persil

das selbsttätige **Waschmittel** in Wirkung unübertroffen!

Wer besitzt:

?

Weißes Wäsche aus Leinen, Halbleinen, Baumwolle usw.
Bunte Wäsche, echtfarbig oder bedruckt
Wollwäsche, wie Unterzeuge, Strümpfe, wollene Jacken
Schals, Handschuhe, Wolldecken usw.
Flanellblusen und Musselinkleider
Weiße Wollcheviots und Kaschmirkleider oder Blusen
Gardinen, Schleier, Spitzenblusen
Stickereien und Häkelarbeiten
Seidene Strümpfe und Tücher usw.

Alle diese Stücke

!

waschen Sie bei Schmutzigwerden am besten und billigsten mit dem bewährten und besterproben

selbsttätigen PERSIL Waschmittel

Unübertroffener Erfolg. Geringste Mühewaltung. Billigster Gebrauch. :: :: Einfachste Anwendung.

Gebrauchsanweisung auf jedem Paket.

HENKEL & CIE., DÜSSELDORF, auch Fabrikanten der bekannten

Henkel's Bleich-Soda

Eine Schlacht bei Wilna?

Berlin, 31. August. (Zens. Bln.)

In verschiedenen Morgenblättern liegen Nachrichten aus Kopenhagen vor, denen zufolge die Bedrohung Wilnas durch die Deutschen immer ernstlicher wird. Verschiedentlich wird eine große Schlacht bei Wilna angekündigt.

Berlin, 1. Sept. (Zens. Bln.)

General Ditzman, dem aus Anlaß der Eroberung von Rowno viele Glückwünschreiben zugegangen sind, dankt in der „Tägl. Rundschau“ den Absendern mit folgenden Worten: „Bei all unseren Waffenerfolgen wollen wir Gott die Ehre geben und dessen eingedenk bleiben, daß ohne tüchtige Gehilfen und Unterführer und ohne die Tapferkeit der Truppen kein kommandierender General etwas auszurichten vermag. Der Dank sollte niemals dem Einzelnen gelten.“

Locales und Provinzielles.

* **Hadamar, 3. Sept.** Das Inserat und die Artikel betr. die „Dritte Kriegaanleihe“ empfehlen wir unseren Lesern zur gefl. Beachtung.

* **Hadamar, 2. Sept.** Herr Alfred Ruster, Offiziers-Dienstmann und Führer eines Panzerzuges, Sohn des Kaufmann Herrn Kaspar Ruster wurde auf dem östlichen Kriegsschauplatz mit dem eisernen Kreuze ausgezeichnet.

* **Hadamar, 2. Sept.** Der Wehrmann Wilhelm Frank, Sohn des Oberpostkassners Frank erwarb sich durch bewiesene Tapferkeit vor dem Feinde das Eiserne Kreuz.

* **Hadamar, 3. Sept.** Bei dem am vorigen Samstag auf Sonntag Nacht herrschendem Gewitter muß der Blitz in die Hohenholz-Kapelle eingeschlagen haben. Alle Anzeichen deuten daraufhin. Unterhalb des Daches über dem Eingang ist das Mauerwerk beschädigt, ebenso zeigt die Eingangstür Zersplitterung auf.

* **Hadamar, 4. Sept.** Die israelitische Culgemeinde feiert am Donnerstag den 9. September das jüdische Neujahr mit der Zeitrechnung 5676.

* **Hadamar, 4. Sept.** Kaufverträge über Erbsen, Bohnen und Linsen aus der inländischen Ernte 1915 sind nach der B. V. v. 26. 8. 1915 nichtig. Dies gilt auch für Verträge, die vor Verkündung dieser Verordnung geschlossen sind, soweit diese Verträge nicht bereits seitens des Verkäufers erfüllt sind.

* **Hadamar, 4. Sept.** Auf Veranlassung des Herrn Bruders der hiesigen Sankt Josephe Anstalt wurde den daselbst untergebrachten Kranken und Verwundeten Kriegsteilnehmern einige vergnügte Stunden bereitet an denen auch die in der Heil- und Pflgeanstalt untergebrachten Verwundeten teilnahmen. Die Kapelle des Landsturmbataillons Limburg ließ ihre lustigen Weimen erklingen und bot ihr bestes Können auf um die Gemüter zu erfreuen. Aber auch für das

leibliche Wohl hatte der Herr Vorsteher in hinreichender Weise Fürsorge getroffen, und werden diese angenehme Stunden den Teilnehmern zeitlebens in Erinnerung bleiben.

* **Niederhadamar, 2. Sept.** Beim Ausdreschen von Getreide mittels Dreschmaschine flog einem Arbeiter ein Fremdkörper in das Auge ohne demselben die nötige Beachtung zu schenken. Ueber Nacht verschlimmerte sich das Auge und verlor an Sehkraft, sodaß ärztliche Hilfe in Anspruch genommen werden mußte.

* **Wiesbaden, 2. Sept.** Der Bezirksverband des Regierungsbezirks Wiesbaden und seine Institute werden sich an der Zeichnung auf die neue Kriegaanleihe wiederum mit 20 Millionen Mark beteiligen und zwar der Bezirksverband selbst mit 4 Millionen, die Nassauische Brandversicherungs-Anstalt mit 1 Million, die Nassauische Landesbank mit 5 Millionen und die Nassauische Sparkasse mit 10 Millionen einschließlich der Zeichnungen ihrer Sparkunden.

* **Wessingen, 2. Sept.** (Verhängnisvoller Blitzschlag). Bei dem letzten schweren Gewitter hat der Blitz in die Delmühle eingeschlagen von der das Feuer auf das Rathaus und zwei Scheuern übersprang. In kurzer Zeit waren vier Gebäude vollständig niedergebrannt, da die Feuerwehr wegen Wassermangels erst spät eingreifen konnte. Sämtliche Akten im Rathaus sind mitverbrannt, ebenso die reichen Futter- und Fruchtvorräte in den Scheuern, dagegen wurde das Vieh gerettet.

* **Frankfurt a. M., 1. Sept.** (Ein zärtlicher Ehemann). Es war eine wahre Leidensgeschichte, die von der Ehefrau des 34-jährigen Schlossers Georg Rothmerl am Schöffengericht erzählt wurde. Der Schorsch ist ein roher Patron, und unendlich viele Schläge hat sein armes Weib geduldig ertragen. Es hätte auch die wieder ruhig eingestekt, die es in der Nacht zum 11. Juni gab. Aber diesmal griff der Hausherr ein und ließ einen Schutzmännchen holen. Der Beamte fand die Frau über und über mit Striemen und Beulen bedeckt. Der zärtliche Ehemann hatte einen Spazierstock auf ihr entzweigefallen und sie dann zu Boden geworfen und mit Fußtritten bedacht. Das Gericht gab ihm zehn Monate Gefängnis und nahm ihn sofort in Haft. Ein Mordversuch, den er unter wütendem Geschimpfe unternahm, mißlang.

* **Siegen, 2. Sept.** (Kindersegen) Wie die „Sieg. Btg.“ mitteilt, hat auf dem hiesigen Standesamt ein Familienvater jetzt das fünfundschwanzigste Kind angemeldet. Allerdings verteilen sich die Kinder auf drei Ehen. Auf die erste kommen fünf, auf die zweite dreizehn und auf die dritte jetzt sieben Kinder. Von diesen besuchen fünf die Schule und drei sind noch nicht schulpflichtig.

* **Misfeld, 1. Sept.** (Ur-Urgroßmutter). Im Alter von 86 Jahren verstarb in Schwabenrod die Witwe Elise Ahlback; sie hatte es bis zur

Ur-Urgroßmutter gebracht und hinterläßt 6 Kinder, 27 Enkel, 30 Urenkel und 4 Ur-Urenkel, also insgesamt 67 Nachkommen.

* **Bad Homburg, 1. Sept.** (Die würdige Mutter). Ein kurzes Verfahren plante eine Frau, die sich zum zweitenmale verheiratet hatte und mit ihrem Mann wegen ihres Kindes aus erste Ehe Schwierigkeiten hatte. Sie wollte das Kind auf dem Rathause abgeben, und als man dort keine Verwendung hatte, stellte sie es einfach auf die Straße. Energische Beamten nötigten sie, das Kind endlich wieder mitzunehmen. Hoffentlich behält die Behörde den Fall im Auge.

* **Wiesendorf, 3. Sept.** Nichts soll umkommen. Es wird berichtet: Unter Führung ihrer Lehrer haben im Kirchspiel Wiesendorf im Kreise Soltau am 9. August von 7 bis 11 Uhr etwa 300 Schulkinder und am 11. August von 7 bis 11 Uhr etwa 230 Schulkinder auf den Roggenfeldern, auf denen schon nachgeharnt war, Aehren gelesen. Die gesammelten Aehren wurden am 13. August unentgeltlich ausgedroschen. Der Ertrag war sechs Zentner Roggen und etwa ein halbes Schock Stroh. Der Wert des Roggens ist etwa 72 Mark, der Wert des Strohes 11 Mark, zusammen 83 Mark, die dem Roten Kreuz zugute kommen sollen. Sollte dieses Beispiel nicht in ganz Deutschland Nachahmung finden?

Nassauischer Allgemeiner Landeskalendar für das Jahr 1916.

Wie es nicht anders zu erwarten war, ist der Nassauische Landeskalendar diesmal ganz auf den Krieg gestimmt. Schon beim Durchblättern fallen einem die vielen Kriegsbilder auf, die den Text beleben und uns einführen in die Erlebnisse und Strapazen unserer Helden draußen an der Front. — Ein Artikel „Zuversicht“, von Dr. E. Spielmann rechnet gründlich mit den Anstiftern des Weltbrandes, den Engländern ab und hält ihnen ihr Sündenregister vor. Die Haupterzählung stammt natürlich aus der Feder des langjährigen Herausgebers Wilhelm Wittgen. Sie führt den Titel „Steinheimers Heinrich“, und erzählt mit entzückendem Humor die Erlebnisse eines jungen nassauischen Kriegshelden. Kleinere Erzählungen sind eingestreut ersten u. heiteren Inhalts. Ein Aufsatz über unsere Unterseeboote von Ph. Wittgen macht uns in Wort und Bild mit dieser modernen Kriegswaffe vertraut. In seiner Jahresübersicht schlägt der Herausgeber herzerquickende Töne an und zeigt überzeugend, daß es nicht anders sein kann: Wir werden siegen! — Außerdem wechseln in bunter Reihe Feldberichte, Kriegsgedichte u. Anekdoten. So ist der diesjährige Landeskalendar in besonderem Maße ein Volksbuch geworden. Wer seinen Lieben draußen an der Front, im Schützengraben und im Lazarett eine Freude bereiten will, der sende ihm diesen allbekannten trauten Heimatkalendar. (S. Inserat).

Englische Friedensbetrachtung.

Grey behauptete, England sei nur wegen der Vergewaltigung Belgiens in den Krieg eingetreten und verfolge kein anderes Ziel als die Herstellung des „Gleichgewichts der Mächte“, das durch Deutschland bedroht sei. Wie sich England dieses Gleichgewicht denkt, hat es in seinem Benehmen gegen seine Verbündeten und besonders gegen die kleineren Staaten auch während des Krieges zur Genüge erwiesen — nämlich als ein Gleichgewicht der andern mit suspendierender englischer Suprematie. Als der Krieg nun aber in den ersten Stadien war, England die deutsche Flotte noch als Rat bezeichnete, die aus ihren Löchern zu treiben seien, drohten die englischen Staatslenker, Deutschland müsse zerstückelt und ausgerottet werden, weil es gewagt habe, gegen den englischen Stachel zu lösen. Diese hochmütige Ansicht ist indessen in England geschwunden, man hört kleinlauter geworden infolge der deutschen Siege zu Lande und zu Wasser. Es sind in London in der Presse schon ab und zu Artikel zu finden, die sich bedeutend ruhiger einer eventuellen Lösung der internationalen Angelegenheiten beschäftigen als das bei Kriegsbeginn der Fall war. So erörtert jetzt der Economist Theorie vom Gleichgewicht der Mächte und meint, daß Gladstone und Salisbury die Doktrin nicht zu eigen gemacht haben. Er ist der Zerschmetterung Deutschlands und der Zerschmetterung Oesterreichs könne von keinem, der englisch verstehe, als Politik von der Er-

haltung des Gleichgewichtes vertreten werden. Der Artikel schließt mit den Worten. Wenn das Gleichgewicht überhaupt einen Sinn hat und den Geist und die Ziele der britischen Politik darstellt, so mag der Friede nicht so entfernt und so schwer erreichbar sein, als manche Leute denken. Europa war sicherlich 1715 oder 1813 der Erschöpfung nicht näher als 1915, und wenn es unsere Absicht ist, das Gleichgewicht auf der Grundlage von 1689 oder 1913 herzustellen mit solchen Abwandlungen im Orient, die den Wünschen kleiner Nationen genügen, so könnte das Ziel verhältnismäßig in naher Zukunft erreicht werden, ohne daß man sich aus heilbarer Erschöpfung in unheilbares Elend und Bankrott stürzte. — Das klingt im Grunde nicht übel, hat nur eine falsche Voraussetzung. Von Erschöpfung ist bei uns gar keine Rede. Wir sind heute und immer friedensbereit, wenn uns, wie der Reichskanzler sagte, „vernünftige“ Friedensbedingungen geboten werden. Bezeichnend aber ist, daß solche Erörterungen in England jetzt unwidersprochen gemacht werden dürfen. Vor Jahresfrist wäre es dem „Economist“ schlecht ergangen, wenn er sie gewagt hätte.

An- und Abmeldeformulare für den Fremdenverkehr zu haben in der Expedition dieses Blattes.

Katholische Kirche.

Sonntag, den 5. Sept. 1915.

7 1/2 Uhr Frühmesse, Hospitalkirche 7 Uhr, Nonnenkirche 7 1/2 Uhr, Gymnasialgottesdienst 8 Uhr Hochamt 9 1/2 Uhr.

Evangelische Kirche.

14. Sonntag nach Trinitatis. 5. Sept. 1915.

10 1/2 Uhr Gottesdienst in Hadamar.

4 Uhr Gottesdienst in Langendernbach.

Mittwoch, den 8. September, abends 8 Uhr Kriegsanacht.

Tinte

in vorzüglicher Qualität zu haben in der Druderei von J. W. Hörter.

Schönheit

verleiht ein zartes reines Gesicht, rosiges, jugendliches Aussehen und ein blendend schöner Teint. — Alles dies erzeugt die echte

Steckenpferd-Seife

(die beste Lilienmilchseife), von Bergmann & Co., Kadebut, 4 Stück 55 Pfg. Ferner macht der Cream „Dada“ (Lilienmilch-Cream) rote und spröde Haut weiß und sammetweich. 55 Pfg.

Zu haben bei:

Jakob Schraufel, Georg Lippert.

5% Deutsche Reichsanleihe.

(Dritte Kriegsanleihe.)

Zur Deckung der durch den Krieg erwachsenen Ausgaben werden weitere 5% Schuldverschreibungen des Reiches hiermit zur öffentlichen Zeichnung aufgelegt.

Die Schuldverschreibungen sind seitens des Reiches bis zum 1. Oktober 1924 nicht kündbar; bis dahin also kann auch ihr Zinsfuß nicht herabgesetzt werden. Die Inhaber können jedoch darüber wie über jedes andere Wertpapier jederzeit (durch Verkauf, Verpfändung usw.) verfügen.

Bedingungen.

1. Zeichnungsstelle ist die Reichsbank. Zeichnungen werden von Sonnabend, den 4. September, an bis Mittwoch, den 22. September, mittags 1 Uhr bei dem Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere in Berlin (Postfachkonto Berlin Nr. 99) u. bei allen Zweiganstalten der Reichsbank mit Kasseneinrichtung entgegengenommen. Die Zeichnungen können aber auch durch Vermittlung der Königlichen Seehandlung (Preussischen Staatsbank) und der Preussischen Central-Genossenschaftskasse in Berlin, der Königlichen Hauptbank in Nürnberg und ihrer Zweiganstalten, sowie sämtlicher deutschen Banken, Bankiers und ihrer Filialen, sämtlicher deutschen öffentlichen Sparkassen und ihrer Verbände, jeder deutschen Lebensversicherungsgesellschaft und jeder deutschen Kreditgenossenschaft erfolgen.
- Auch die Post nimmt Zeichnungen an allen Orten am Schalter entgegen. Auf diese Zeichnungen ist zum 18. Oktober die Vollzahlung zu leisten.
2. Die Anleihe ist in Stücken zu 20 000, 10 000, 5000, 2000, 1000, 500, 200 und 100 Mark mit Zinscheinen zahlbar am 1. April und 1. Oktober jedes Jahres auszufertigen. Der Zinslauf beginnt am 1. April 1916, der erste Zinschein ist am 1. Oktober 1916 fällig.
2. Der Zeichnungspreis beträgt, wenn Stücke verlangt werden, 99 Mark, wenn Eintragung in das Reichsschuldbuch mit Sperre bis 15. Oktober 1916 beantragt wird, 98,80 Mark für je 100 Mark Nennwert unter Verrechnung der üblichen Stückzinsen (vergl. Z. 8).
4. Die zugewiesenen Stücke werden auf Antrag der Zeichner von dem Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere in Berlin bis zum 1. Oktober 1916 vollständig kostenfrei aufbewahrt und verwaltet. Eine Sperre wird durch diese Niederlegung nicht bedingt; der Zeichner kann sein Depot jederzeit — auch vor Ablauf dieser Frist — zurücknehmen. Die von dem Kontor für Wertpapiere auszufertigten Depotcheine werden von den Darlehnskassen wie die Wertpapiere selbst beliehen.
5. Zeichnungsscheine sind bei allen Reichsbankanstalten, Bankgeschäften, öffentlichen Sparkassen, Lebensversicherungsgesellschaften und Kreditgenossenschaften zu haben. Die Zeichnungen können aber auch ohne Verwendung von Zeichnungsscheinen brieflich erfolgen. Die Zeichnungsscheine für die Zeichnungen bei der Post werden durch die Postanstalten ausgegeben.
6. Die Zuteilung findet tunlichst bald nach der Zeichnung statt. Ueber die Höhe der Zuteilung entscheidet das Ermessen der Zeichnungsstelle. Besondere Wünsche wegen der Stückelung sind in dem dafür vorgesehenen Raum auf der Vorderseite des Zeichnungsscheines anzugeben. Werden derartige Wünsche nicht zum Ausdruck gebracht, so wird die Stückelung von den Vermittlungsstellen nach ihrem Ermessen vorgenommen. Späteren Anträgen auf Abänderung der Stückelung kann nicht stattgegeben werden.
7. Die Zeichner können die ihnen zugewiesenen Beträge vom 30. September d. J. an jederzeit voll bezahlen.

Sie sind verpflichtet:

30%	des zugewiesenen Betrages	spätestens am	18. Oktober 1915
20%	"	"	24. November 1915
25%	"	"	22. Dezember 1915
25%	"	"	22. Januar 1916

zu bezahlen. Frühere Teilzahlungen sind zulässig, jedoch nur in runden, durch 100 teilbaren Beträgen des Nennwerts. Auch die Zeichnungen bis zu 1000 Mark brauchen diesmal nicht bis zum ersten Einzahlungstermin voll bezahlt zu werden. Teilzahlungen sind auch auf sie jederzeit, indes nur in runden durch 100 teilbaren Beträgen des Nennwerts gestattet; doch braucht die Zahlung erst geleistet zu werden, wenn die Summe der fällig gewordenen Teilbeträge wenigstens 100 Mark ergibt.

Beispiel: Es müssen also spätestens zahlen:

die Zeichner von M. 300
M. 100 am 24. November, M. 100 am 22. Dezember, M. 100 am 22. Januar,
die Zeichner von M. 200
M. 100 am 24. November, M. 100 am 22. Januar,
die Zeichner von M. 100
M. 100 am 22. Januar.

Die Zahlung hat bei derselben Stelle zu erfolgen, bei der die Zeichnung angemeldet worden ist.

Die im Laufe befindlichen unverzinslichen Schatzanweisungen des Reiches werden unter Abzug von 5% Diskont vom Zahlungstage, frühestens aber vom 30. September ab, bis zu dem Tage ihrer Fälligkeit in Zahlung genommen.

8. Da der Zinslauf der Anleihe erst am 1. April 1916 beginnt, werden auf sämtliche Zahlungen 5% Stückzinsen vom Zahlungstage, frühestens aber vom 30. September ab, bis zum 31. März 1916 zu Gunsten des Zeichners verrechnet.

Beispiel: Von dem in Z. 3 genannten Kaufpreis gehen demnach ab für Schuld buch für Stücke eintragungen
bei Zahlung bis zum 30. September Stückzinsen für ein halbes Jahr = $2\frac{1}{2}\%$, tatsächlich zu zahlender Betrag also nur M. 96,50 M. 96,30
" " am 18. Oktober " für 162 Tage = $2,25\%$, " " " " " " M. 96,75 M. 96,55
" " am 24. November " für 126 Tage = $1,75\%$, " " " " " " M. 97,25 M. 97,05
für je 100 M. Nennwert. Für jede 18 Tage, um die sich die Einzahlung weiterhin verschiebt, "ermäßigt" sich der Stückzinsbetrag um 25 Pf.

9. Zu den Stücken von 1000 Mark und mehr werden auf Antrag vom Reichsbank-Direktorium ausgestellte Zwischenscheine ausgegeben, über deren Umtausch in Schuldverschreibungen das Erforderliche später öffentlich bekanntgemacht wird. Die Stücke unter 1000 Mark, zu denen Zwischenscheine nicht vorgesehen sind, werden mit größtmöglicher Beschleunigung fertiggestellt und voraussichtlich im Januar 1916 ausgegeben werden.

Berlin, im August 1915.

Reichsbank-Direktorium.

Havenstein.

v. Grimm.



An- und Abmeldefomulare
für den Fremdenverkehr
zu haben in der Expedition dieses Blattes.

Zeichnungen auf die Kriegsanleihe

werden kostenfrei entgegengenommen bei unserer Hauptkass (Rheinstraße 42) den sämtlichen Landesbankstellen und Sammelstellen, sowie den Kommissaren der Nassauischen Lebensversicherungsanstalt.

Für die Aufnahme von Lombardkredit zwecks Einzahlung auf die Kriegsanleihen werden $5\frac{1}{2}\%$ und, falls Landesbankschuldverschreibungen verpfändet werden, 5% berechnet. Sollen Guthaben aus Sparkassenbüchern der Nassauischen Sparkasse zu Zeichnungen verwendet werden, so verzichten wir auf Einhaltung einer Kündigungsfrist, falls die Zeichnung bei unseren vorgenannten Zeichnungsstellen erfolgt.

Wiesbaden, den 1. September 1915.

Direktion der Nassauischen Landesbank.